



## Aggression und Moral

Wir haben dem Menschen bisher vorwiegend aus der Perspektive der Verhaltensforschung betrachtet, die eine relativ junge Wissenschaft ist und sich erstmals ausdrücklich auf die biologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens konzentriert. Natürlich sagte nicht allen Interessierten eine solche Betrachtungsweise zu, und zweifellos ist auch der Mensch nicht in dem Maße genetisch festgelegt wie das Tier. Im Unterschied zum Tier ist er ein Kulturwesen, dessen Handlungen im Idealfall auf vernünftigen Einsichten beruhen. Aber eine vorurteilsfreie Betrachtung des Menschen zeigt, dass es auch für seine kulturelle Entwicklung ein biologisches Fundament gibt. Nichts macht das so deutlich wie die menschliche Sprache. Sie gehört zur biologischen Grundausstattung des Menschen, aber sie wird kulturell vermittelt. Jeder Mensch ist auf Spracherwerb angelegt. Selbst taubstumme Kinder lernen es, sich Zeichensprachlich zu äußern. Aber im Normalfall lernen die Kinder immer die Sprache, die ihnen von der Kultur, in die sie hineinwachsen, vermittelt wird.

Wie mit der Sprache, so ist es auch mit dem Regelsystem, das jede Gesellschaft braucht, um ein Zusammenleben zu ermöglichen. Denn bei dem aggressiven Potential, das jeder Mensch mit sich herumträgt, sind angeborene und erlernte beschwichtigende und Freundschaft stiftende Rituale wie das Lächeln, das Handgeben oder der Blumenstrauß nicht immer ausreichend wirksam, und es bedarf einer gesellschaftlich festgelegten Verhaltenssteuerung, die wir üblicherweise als Moral bezeichnen. Die Wissenschaft, die sich damit befaßt, ist die Ethik. Doch während man früher ihren Gegenstand eher in geistigen Normen und Werten sah, legen es die Ergebnisse der Verhaltensforschung heute nahe, dass es - wie für die Sprache - auch für die Moral eine biologische Grundlage gibt.

So wie jeder Mensch eine genetisch bedingte Anlage hat, sich eine Sprache anzueignen, aber seine Gene natürlich nichts darüber aussagen, welche konkrete Sprache er erlernt, so gibt es bei den Menschen auch einen angeborenen Trieb, Gruppen zu bilden und Regelsysteme - also Formen einer Moral - zu entwickeln und sich diesen zu unterwerfen. Moral analoges Verhalten ist sogar schon bei Tieren angelegt, die in Gruppen leben; denn das Zusammenleben erfordert immer Regeln, die das Verhalten der Gruppenangehörigen steuern; denn man muß sich darauf verlassen können, dass diese Regeln eingehalten werden. Bei den Tieren sind solche Regeln weitestgehend in den Genen verankert, womit die Einhaltung der Regeln eben weitestgehend, obwohl nicht nicht 100 %-ig garantiert ist. Der Schutz des Nachwuchses ist dafür ein Beispiel. Die biologische Grundlage ist einsichtig: Die Fürsorge steht im Dienst der Arterhaltung. Die Tiermutter kann gar nicht anders, als sich im Notfall für ihre Jungen zu opfern, aber trotzdem fühlen wir uns erinnert an die Forderungen der Moral. Auch sie verlangt, Menschen - vor allem Kindern - in Gefahr beizustehen. Auch in der Tierwelt gibt es innerartlich eine Tötungshemmung. Sie ist - wie man sagt - moralanalog. "Du sollst nicht töten!", sagen nicht nur alle Religionen sondern auch der Instinkt.



Die Vernunft setzt sich gelegentlich darüber hinweg, manchmal mit gutem Grund, wie unser Beispiel aus Vietnam lehrt. Bei den Tieren ist die Tötungshemmung eine instinktive Reaktion auf Unterwerfungsgesten und dient dem Überleben der Art, ohne Resultat einer freien Entscheidung zu sein, die man bei Menschen im Regelfall voraussetzen können sollte. Ist diese Voraussetzung nicht gegeben, dann kann man die betreffende Person auch nicht für ihre mehr oder weniger schwerwiegenden Verstöße gegen die Gebote der Moral, die in Gesetzen fixiert sind, verantwortlich machen, sondern betrachtet sie als krank und behandlungsbedürftig.

Doch das sind die Ausnahmen. Normalerweise müssen wir davon ausgehen, dass die biologisch vorgegebene Neigung der Menschen, in Gemeinschaft zu leben und zu handeln, unausweichlich die Ausbildung eines Regelsystems verlangt.

Obwohl die Regelsysteme im Einzelnen sehr unterschiedlich sein können, scheint es aber doch überall und zu allen Zeiten gültige moralähnliche Prinzipien zu geben. Die Tötungshemmung und die Rücksichtnahme gegenüber Kleinkindern und Frauen sind dafür Beispiele. Beide waren früher für das Überleben der Gattung von großer Bedeutung. Männer waren leichter zu ersetzen und sie waren deshalb auch nicht ebenso wirksam durch instinktive Hemmungen geschützt wie jene. Frauen sollen einen Notschrei beherrschen, auf den Männer instinktiv zur Hilfe eilen müssen, es sei denn, sie wären selber die Ursache dieses Hilferufes.

Der Soziologe Gehlen weist darauf hin, dass die offensichtlich angeborene Neigung der Menschen, Verhaltensregeln zu entwerfen und auch zu beachten, schon bei spielenden Kindern zu beobachten ist. Wie bei den Sprachen gibt es auch bei Spielen sehr unterschiedliche Arten mit unterschiedlichen Regeln. In beiden Fällen erkennen wir eine natürliche Bereitschaft der Kinder, sich einem Regelsystem zu unterwerfen. Das kann auch nicht anders sein. Eine individuell entwickelte Sprache mit eigenem Wortschatz und grammatischen Regeln wäre für die Kommunikation innerhalb einer Gruppe untauglich. Gleiches gilt für Spiele und eben auch für die Regelsysteme, die wir üblicherweise als Moral bezeichnen. Es gibt sie immer, wenn auch im Detail sehr unterschiedlich.

Nun ist es bemerkenswert, dass nach unserem Sprachgefühl, der Begriff "Moral" nur in der Einzahl vorkommt. A.Gehlen vertritt dagegen die Auffassung, dass die Vorstellung, es gebe nur eine pyramidenförmig strukturierte Moral mit der christlichen Gottes- und Nächstenliebe an der Spitze, die während der Aufklärung säkularisiert wurde und als Humanität weiterlebt, naiv sei. Er kommt zu dem Ergebnis, daß es trotz der fundamentalen biologischen Grundlage der Moral eine Aufspaltung in eine Vielzahl von "Moralitäten" gebe, ganz ähnlich der Vielfalt der Sprachen. Diese Vielfalt der moralischen Systeme diene letztendlich dem Leben und dem Überleben unserer Gattung bei unterschiedlichen Bedingungen.



Gehlen vermutet darüber hinaus, dass sich moralische Anforderungen sogar gegenseitig ausschließen könnten. Er belegt das mit einem Hinweis auf die Frühzeit des Christentums, die gleichzeitig die Spätzeit des römischen Reiches war. Die christliche Ethik der Menschen- und sogar Feindesliebe musste damals mit dem Selbsterhaltungswillen des Staats in Konflikt geraten, da dieser nur noch militärisch durch Legionen und ideologisch durch den Kaiserkult überlebensfähig war. In ihrer reinen Form sind diese Ansprüche unversöhnlich. Die Forderung Jesu, man solle dem Kaiser geben, was des Kaisers sei, und Gott, was Gottes sei, ist für Gehlen bestenfalls auf dem Gebiet der staatlichen und der Kirchensteuer überzeugend, nicht aber, wenn es um das Überleben des Staates oder der Religion geht.

Die Verknüpfung von staatlichen, wirtschaftlichen und religiösen Erfordernissen gelingt vielleicht George W. Bush, hat aber für den Rest der Welt wenig Überzeugungskraft. Ein ganz und gar dem christlichen Liebesgebot geweihtes Leben ist offenbar im Bereich der Politik nicht möglich, ohne dass man Abstriche an andere, mit ebenso überzeugungskräftigen Argumenten auftretende Ansprüche macht, z.B. an den Schutz oder den Wohlstand der eigenen Bevölkerung. Wenn ein Politiker die Auffassung vertritt, Kriegseinsätze präventiver Art seien gleichzeitig ein Gebot demokratischer Prinzipien, wirtschaftlicher Notwendigkeit und christlicher Gesinnung, dann ist das entweder Heuchelei oder der Beweis für Naivität. Jesus hat nicht von ungefähr die Einsicht verkündet: "Niemand kann zwei Herren dienen: entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhängen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mamon." (Matth. 6; 24) Dieser Mahnung folgt das Gleichnis von den Vögeln unter dem Himmel: "Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheune, und Euer himmlischer Vater nährt sie doch." Weder die rot-grüne Koalition, noch die Liberalen und auch nicht die Christdemokraten können dieses fundamentalistische Prinzip zur Grundlage ihrer Gesellschaftspolitik machen. Die Schlussfolgerung heißt folglich: Es gibt eben nicht nur eine Moral, vielmehr haben unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche auch unterschiedliche moralische Regeln entwickelt. Wer den Ansprüchen der christlichen Lehre in ihrer reinen Form gerecht werden möchte, kann das nur in der Klause des Einsiedlers und vielleicht noch in klösterlicher Abgeschiedenheit tun, nicht aber in der gesellschaftlichen Realität, schon gar nicht in unserer Zeit.



Adam Smith, einer der Erzväter des Kapitalismus und gleichzeitig Moralphilosoph, hatte das klar erkannt, wie sein berühmtes Beispiel zeigt. Nicht das christliche Erbarmen des Bäckers sorgt für die Brotversorgung der Bevölkerung, sondern sein Gewinnstreben. Der Eigennutz dient demzufolge dem allgemeinen Wohl besser als die Nächstenliebe. Das ist die Moral des Kapitalismus, und wenn man an den Wohlstand und das Wohlbefinden der Bevölkerung denkt, ist diese Moral sehr viel effektiver als die Moral des Christentums. Aus der Perspektive des Reiches Gottes war und ist dagegen die kapitalistische Moral eine Katastrophe. Wer traut und folgt heute noch dem Wort Christi: "Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen.:" (Matth.6;33) Mit "solches alles" meint Jesus alles Lebensnotwendige: Essen, Trinken und Kleidung: "Denn Euer himmlischer Vater weiß, dass Ihr des alles bedürft." In unseren Tagen wird Leuten, die sich entsprechend verhalten, die Sozialhilfe gekürzt.

Der Gegensatz von christlicher und kapitalistischer Moral ist besonders augenfällig, aber ich sagte schon, dass alle unterschiedlichen Bereiche der Gesellschaft ihre eigene Moral ausbilden, auch wenn die Unterschiede nicht immer so krass sind wie in diesem Fall. Manchmal fällt der Unterschied allerdings noch krasser aus, wie etwa der moralische Kodex des Militärs und der Medizin zeigt. Zur sittlichen Verpflichtung des Soldaten gehört es, tapfer zu kämpfen und den Gegner kampfunfähig zu machen, ja, ihn zu vernichten. Zur sittlichen Verpflichtung des Mediziners gehört es, dem Menschen, auch dem Gegner, zu helfen und ihm eine Wiederherstellung zu ermöglichen. Solcher wechselseitige Ausschluss moralischer Verhaltensregeln führte im 19. Jahrhundert übrigens zu einer literarischen Richtung, dem Pantragismus, der vor allem von Hebbel vertreten wurde. Mich hat immer besonders seine "Agnes Bernauer" beeindruckt, die im Drama als "Gottes liebste Kind" beschrieben wird. Sie zu lieben ist ganz offensichtlich ein göttliches Gebot. Trotzdem muss sie sterben, da ihre Liebe zum Herzog - so ist das Drama gestrickt - ein Unheil für das Land und seine Bevölkerung bedeuten würde. Das zu verhindern, ist für den Landesherrn ebenfalls ein sittliches Gebot. Die Liebe zu Agnes und die Liebe zum Vaterland sind beides höchste Werte, schließen sich aber aus. In dramatischer Zuspitzung stellt Hebbel so die prinzipielle Tragik des menschlichen Lebens dar, die durch die Unvereinbarkeit von Werten bedingt ist.



In der Alltagsrealität werden solche Konflikte natürlich weniger dramatisch erlebt, denn der Mensch ist anpassungsfähig und kompromissbereit. Er fügt sich - bis auf Ausnahmen - den wechselnden kulturellen und Umweltverhältnissen. So macht Gehlen darauf aufmerksam, dass "die heutige Industriekultur das Ethos der Gleichheit und des Glücksanspruchs in den Vordergrund stellt und innerhalb der Gesellschaft sich weitgehend die Auffassung durchgesetzt hat, dass der Staat für die Erfüllung der Glückserwartung seiner Bürger zuständig ist." Wenn man die Diskussion über unser Gesundheits- und Sozialsystem verfolgt, so hat man den Eindruck, dass die öffentliche Meinung von den zuständigen Politikern erwartet, die Bevölkerung mit einer Vollkaskogarantie auszustatten, die jeden Bürger gegen alle möglichen Risiken des menschlichen Lebens versichert. Krankheit, Leid und früher Tod werden nicht mehr als Schicksalsschläge hingenommen. Das absolute körperliche und geistige Wohlbefinden wird als unverzichtbarer höchster Wert betrachtet. Behinderungen werden nicht länger als Prüfungen hingenommen, die es zu bestehen gilt, sondern als Ungerechtigkeit empfunden, die der Staat und die Gesellschaft zu kompensieren haben. Daher gibt es auch Antidiskriminierungsgesetze, die verhindern sollen, dass Behinderungen zu Benachteiligungen führen. Dass die Gemeinschaft dafür Opfer zu bringen hat, erscheint als selbstverständlich und indiskutabel. Die Moral der modernen Wohlstandsgesellschaft verlangt es so.

Das war nicht immer so, und es wird wohl auch nicht so bleiben. Die Diskussion um Hartz IV und die jüngsten Wahlergebnisse kündigen einen Paradigmenwechsel an. Was die Zukunft bringt, wissen wir noch nicht, aber wir wissen, wie es im Mittelalter war. Damals galt dem Heil der Seele viel eher die Aufmerksamkeit der Gesellschaft als dem heilen Körper. Man baute Kirchen statt Hospitäler und anderer sozialer Einrichtungen. Die Tötung von Ketzern wurde als Beitrag zu ihrem Seelenheil interpretiert. Die moralische Leistung bestand damals folglich darin, sein Schicksal als von Gott geschickt zu akzeptieren. Auf der anderen Seite lautete der Auftrag, den so geprüften Menschen Mitleid und Mitgefühl entgegenzubringen. Folglich teilte der Heilige seinen Mantel mit dem Bedürftigen, anstatt dafür zu sorgen, dass dieser einen Arbeitsplatz erhielt und sich selbst mit einem Kleidungsstück versorgen konnte. Er folgte damit der mittelalterlichen Moral.

Askese, Verzicht, Leidensbereitschaft und Mitleid galten damals als die herausragenden moralischen Werte. Heute werden die Leute zur Verschwendung aufgefordert, um damit einen Beitrag zum Wiederaufschwung der Wirtschaft und zur Erhaltung von Arbeitsplätzen zu leisten.

Solche unterschiedliche moralische Aufrufe demonstrieren, dass unterschiedliche Lebensumstände zu völlig verschiedenen moralischen Anforderungen führen können, aber diese immer dem Überleben der jeweiligen Gesellschaft zu ihrer Zeit dienen.

Von dieser Warte aus betrachtet, ist es geradezu selbstverständlich, dass es in einer Überfluggesellschaft andere moralische Richtlinien oder Sozialregulationen gibt als in einer weitgehend unterversorgten Gesellschaft.



Wir müssen also davon ausgehen, dass es im Menschen eine Vielzahl von moralischen Impulsen gibt, die sich zum Teil widersprechen und situationsabhängig von der Gesellschaft entweder gefördert oder unterdrückt werden. Die Bereitschaft, zu dienen, kann z.B. entweder als Tugend gepriesen werden oder als knechtische Gesinnung verteufelt werden. Das hängt davon ab, ob gerade ein Krieg oder eine Revolution vorbereitet wird. Keine gesellschaftlich forcierte moralische Regel hat absolute Gültigkeit. Selbst die Verletzung der angeborenen Tötungshemmung kann in Kriegszeiten zu einem sittlichen Gebot werden.

Das möchte ich abschließend durch die Untersuchung einer demokratischen Tugend aufzeigen, die nicht erst durch die französische Revolution ihre Bedeutung erhielt, aber doch durch sie geadelt wurde, indem sie in die Dreiheit aufgenommen wurde, die seitdem die Idealvorstellung jeder Demokratie prägt: Freiheit, Gleichheit Brüderlichkeit.

Unter diesen Dreien ist die Gleichheit besonders interessant. Sie scheint die wichtigste Voraussetzung für eine befriedete Gesellschaft zu sein. Denn nichts stört das friedliche Zusammenleben der Menschen so sehr, wie eine offenkundige Ungleichheit. Nun ist es aber die Folge einer entsprechenden genetischen Veranlagung, dass der Mensch im Überlebenskampf mit seinesgleichen um knappe Ressourcen konkurriert. Dabei kann es sich um Nahrung Sex, Ansehen und Besitz und um andere begehrte Güter handeln. Es ist auch natürlich, dass die Zukurzgekommenen aggressiv reagieren. Diese Spezialform der Aggression heißt Neid und ist als ungeheurer Störfaktor bei den Nutznießern der vorherrschenden gesellschaftlichen Ordnung äußerst verpönt. Die übliche Reaktion auf den Neid ist deshalb seine gesellschaftliche Ächtung als Sünde, Laster oder einfach als Charakterchwäche.

Dabei liegt es eigentlich doch auf der Hand, dass man Gleichheit zwar fordern kann, dass sie aber - wie wir oben sahen - keinesfalls naturgegeben ist. Viele weigern sich, das zu glauben und halten jede Form von Ungleichheit für ein milieubedingtes Unrecht. Noch vor wenigen Jahren versuchten idealistische Pädagogen die offensichtlichen Leistungsunterschiede ihrer Schüler durch pädagogische Maßnahmen zu kompensieren, etwa indem man zusätzlichen Unterricht erteilte oder bei der Bewertung nicht die objektive Leistung, sondern den guten Willen bewertete.

Auf diese Weise dazu beizutragen, eine friedliche, weil egalitäre Gesellschaft herbeizuführen, war das Ziel. Dieses Ziel steht jedoch - soweit ich es verfolgen kann - nicht mehr so sehr wie ehemals im Vordergrund der pädagogischen Bemühungen. Dagegen ist auffällig oft von der Notwendigkeit die Rede, hochbegabten Kindern eine besondere Förderung zuteil werden zu lassen. Und auch diese Forderung tritt mit dem Anspruch auf, moralisch gerechtfertigt zu sein; denn die Gesellschaft sei verpflichtet, jeden entsprechend seiner Anlage zu fördern.



Offensichtlich ist es auch mit der Gleichheit so beschaffen wie mit anderen moralischen Geboten. Es scheint der menschlichen Natur gemäß zu sein, dass es ein System moralischer Normen gibt. Wie aber diese Normen im Einzelnen aussehen, ist historisch bedingt und demzufolge sehr unterschiedlich.

Das ist in dem Fall der Forderung nach Gleichheit für alle Menschen besonders gut untersucht worden. Z.B.: hat Ralph Darendorf über dieses Thema geschrieben. Aber schon Aristoteles, später Rousseau, Kant und noch später Marx befassten sich mit diesem Problem. Während Aristoteles noch ausging von einer durch unterschiedliche Leistungsfähigkeit bedingten sozialen Ungleichheit, glaubten Rousseau und sogar noch Marx an eine ursprüngliche Gleichheit als Naturzustand, der erst durch die Einführung des Privatbesitzes gestört worden sei. Darin habe der Ursprung aller Ungleichheit gelegen. Darendorf sieht dagegen die Ungleichheit als das unvermeidliche Resultat jeder beliebigen Form einer Gesellschaft an. Eine Gesellschaft ist aber in jedem Fall eine moralische Gesellschaft, da jede Gesellschaft auf Normen beruht, deren Einhaltung positiv oder negativ sanktioniert wird. Unter Normen versteht man die Werte, die eine Gesellschaft aus einer prinzipiell unendlichen Zahl von Werten auswählt und mit Strafen oder Belohnungen durchsetzt.

Deshalb ist das Wertesystem einer Gesellschaft, seine Moral, immer das Wertesystem einer herrschenden Gruppe, die den gesellschaftlichen Rang, also Einkünfte und Ansehen, verteilt nach dem Maßstab des von ihr eingesetzten Wertesystems. Das kann das Wertesystem einer Kriegerkaste sein, die der Kampfbereitschaft der Männer einen hohen Rang einräumt, das kann ein religiös ausgerichtetes System sein, das von einer Priesterkaste beherrscht wird wie im alten Ägypten, das kann ein Hitler- oder Stalinsystem sein, das können aber auch demokratische Systeme sein, in denen technischer Fortschritt und Wohlstand als höchste Werte gelten.

Ein ganz simples Beispiel ist der Wandel der weiblichen Rolle. Noch zu Beginn meiner beruflichen Laufbahn - also vor etwa 50 Jahren - war es die Norm, daß der Mann mit dem Beginn seiner beruflichen Karriere heiratete, die Frau aber auf ihren Beruf - wenn sie denn einen hatte - verzichtete und in der Rolle als Hausfrau und Mutter aufging. Bei allen meinen Klassenkameraden - und wir waren 25 - war es so und nicht anders. Das System funktionierte. Alle Ehen sind ungeschieden. Alle Abiturienten machten eine ansehnliche Karriere, die Frauen hatten die Norm verinnerlicht und standen sich nicht schlecht dabei. Aber dieses Beispiel zeigt auch, dass jedes Normensystem den Keim seines Untergangs oder Übergangs in ein neues Normensystem in sich trägt. Irgendwann werden immer Aggressionen wach, wenn die eigene Situation als ungerecht erlebt wird. Auch die Frauen wurden ihrer dienenden Rolle in der Familie überdrüssig und verlangten nach beruflicher Eigenständigkeit und eigenem Einkommen. Dieses Lebensziel ist heute unter jungen Frauen die Norm und ist gesellschaftlich akzeptiert. Und wieder wird ein Abweichen von der Norm mit einem Entzug an Lebensqualität bestraft. Konformismus dagegen wird belohnt. Der Oberstudienrat, er als letzter meint, das alte Normensystem noch verwirklichen zu können, lebt an der Armutsgrenze - spätestens, wenn er 2 Kindern das Studium finanzieren muss. Singles beiderlei Geschlechts sind dagegen die Gewinner der gesellschaftlichen Veränderungen - genau so wie die Dinkies, d.h. Paare mit doppeltem Einkommen und "no kids".



Beispiele für derartige Ungleichheiten in einer angeblich egalitären Gesellschaft, in der rein theoretisch alle die gleichen Rechte und Chancen haben, lassen sich beliebig vermehren.

Wenn eine Moral, die eine gesellschaftliche Gruppe begünstigt hat - und das tut sie immer - abgelöst wird durch die Moral einer Gruppe, die bislang benachteiligt war, dann wird dadurch nur eine neue Form der Ungleichheit eingeführt. Ungleichheit an sich gehört zum Wesen jeder menschlichen Gesellschaft, genau so wie andererseits der Wunsch nach Gleichheit zum Wesen des Menschen gehört. Das meinte auch Kant wohl, wenn er die Ungleichheit als "reiche Quelle so vieles Bösen, aber auch alles Guten " bezeichnete. Denn die Aggression, die die Ungleichheit bei den Benachteiligten hervorruft, wird unter dem Namen "Neid" zum Motor gesellschaftlicher Veränderungen zum Besseren, ohne allerdings je das Ideal einer wirklich gerechten und damit aggressionsfreien Gesellschaft erreichen zu können.

Und so können wir uns darauf verlassen, daß es auch künftig Ungleichheit geben wird, dass diese Ungleichheit das naturgegebene Aggressionspotential des Menschen herausfordern wird und das neue moralische Systeme dann versuchen werden, dieses Aggressionspotential durch ein neues Regelsystem, d.h. eine neue Moral zu domestizieren oder umzulenken.

Und wenn es trotz aller Unwahrscheinlichkeit gelingen sollte, einen Zustand vollkommener Gleichheit herzustellen, und damit die Ungleichheit als Quelle der Aggression ausgeschaltet wäre, dann wäre das unweigerlich mit einem Verlust an Freiheit verbunden, da freie Menschen nun einmal nicht gleich sind. Ihre unterschiedlichen Anlagen führen zu sehr unterschiedlichen Lebensleistungen und Erfolgen.

Eine Einschränkung der Freiheit führt aber früher oder später unweigerlich zu Aggressionen, wie man - nicht nur - bei pubertierenden Jugendlichen feststellen kann, die selbstbestimmt leben möchten und darunter leiden durch ihre Eltern fremdbestimmt zu sein.

Aus diesem Dilemma kommen wir nicht heraus. Es liegt in der Natur der Sache und deshalb hat uns auch die Natur mit einem Aggressionstrieb ausgestattet, der die Energie bereitstellt, dieses Wechselspiel in Gang zu halten.

Wir sollten aber wenigstens versuchen, dieses Spiel zu durchschauen und - wozu dieser Text einen Beitrag leisten möchte - den Ablauf des Spiels von unserer Vernunft und unserem Gewissen überwachen zu lassen. Vielleicht können wir dann - auch ohne genetische Umprogrammierung des Menschen - den Spielverlauf menschenwürdig, wenn auch nicht aggressionsfrei gestalten.

Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß das auch gar nicht wünschenswert wäre.

Br. Rolf Crummenerl  
Johannisloge „Zum Märkischen Hammer“